**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 26 (1922-1923)

Heft: 1

**Artikel:** Gottfried Kellers Testament [Schluss folgt]

Autor: Ammann, G.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-662864

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tur und bewirkt bei der Wiedergabe derselben jene pathetische Steigerung, wie wir sie etwa in der modernen Literatur bei einem Conrad Ferdinand Meyer empfinden, der eine ausge= sprochene Neigung zum pathetischen Heroismus besaß. Seine heroischen Landschaften unterscheiden sich jedoch vor andern, die z. B. auf Odys= seus' Schicksale anspielen, wesentlich dadurch, daß sie durch ihre eigene Größe und Wucht hero= isch wirken, nicht durch die Legende, die sich da= ran knüpft. Man beachte, wie er z. B. im "Egg= stock" oder in der "Bernina" aus einem kleinen Ausschnitt der Natur deren Größe herausholt, indem er seine Kraft auf einem Bunkte sam= melt, die Gebirgsgruppe vereinfacht und so das Charafteristische ins übernatürlich Große stei= gert. Daß der Einsame auch der Romantif zugänglich ist, die sich vom Leben abschließt und der Seele lebt, beweisen Bilder wie "daß geheim= nisvolle Haus" "Poeta", "Burgruine" u. a. Wie aber Liebe zur Natur all diese Werke, die wir unsern Lesern vorsühren, hervorgebracht hat, ist es eine selbstverständliche Voraus= sehung, daß der Beschauer sich ihrer Vetrachtung ebenfalls mit Liebe und Unbefangenheit wid= met. Wenn er dann aus der Versenkung zu= rücksehrt, möge als Nachtlang der Inhalt jenes Liedchens seine Seele umschweben: über alles Erdenleid tröstet die Schönheit!

(Die hier genannten Radierungen können in großem Format durch alle Kunsthandlungen, in Zürich beim Mercatorium, bezogen werden.)

## Goltfried Kellers Testament.

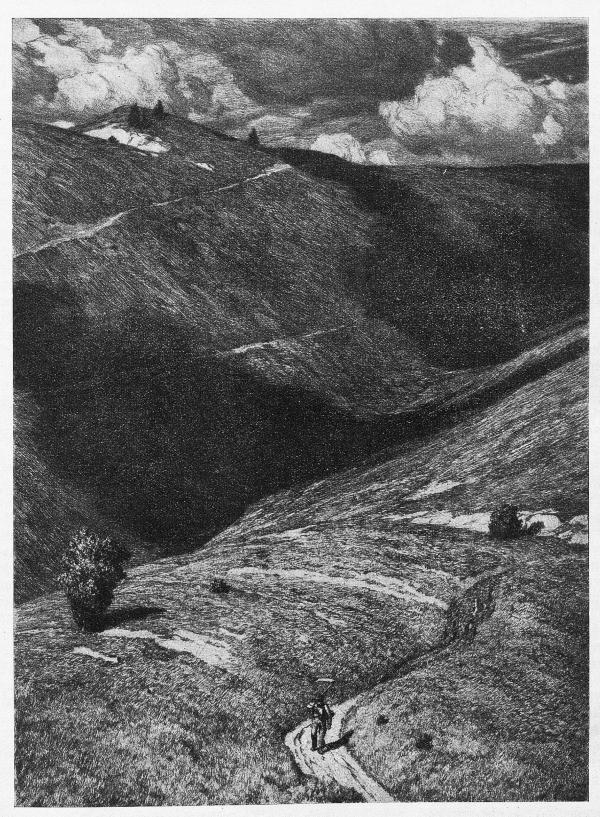
Eine Studie von G. Ammann, Richterswil, mit Bezugnahme auf den eigentlichen und den bilblichen Sinn des Wortes.

"O mein Heimatland, als ich arm doch froh, fremdes Land durchstrich, wie war da der Bettler stolz auf Dich!"

Bettler? Dieses Wort bedeutet hier kei= neswegs eine dichterische Floskel. Als armer Schlucker war der 24jährige Malstudent aus München heimgekehrt in seine Vaterstadt, deren Schulbehörde den 14jährigen ausgestoßen, einem unsichern Gaffenleben preisgegeben hatte; Hunger und bittere Not trieben ihn nun heim zu Mutter und Schwester, die schwer für ihn gedarbt, deren Kostgänger der im Un= gewissen tastende junge Mann dann abermals sechs lange Jahre geblieben. Eine Kette von Entbehrungen waren auch die Studienjahre des Stipendiaten in Heidelberg und Berlin, wie in des angehenden Dichters Selbstbiographie und in seinen hinterlassenen Briefen immer und immer wieder zu lesen steht. Verschuldet bis über die Ohren, arm wie eine Kirchenmaus auch in Berlin! Arm, — doch — froh! Froh auch in den magern Jahren der Not, froh im zuversichtlichen Bewußtsein innerer Kraft, im ahnungsvollen Gefühl des zum Teil noch schlummernden Genies!

Langsam, wie "Harthold, das desto länger brennt", war diese Kraft gewachsen. Und als der 36jährige 1855 zum zweiten Male heim=fehrte, da tat er es, wenn auch abermals mit leerem Beutel, doch aufrechten Hauptes, hatte doch inzwischen das literarische Deutschland einstimmig den Verfasser des "grünen Hein-

rich" und der "Leute von Seldwyla" mit dem Lorbeer befränzt. In frohem Behagen, wenn auch lange Zeit ohne klingenden Erfolg, wurde nun weiter gearbeitet, politisiert und ge= legentlich — es waren ja die Jugendjahre des schweizerischen Bundesstaates, — bei festlichem Anlaß auch pokuliert. Bis im Jahre 1861 die Türe der Staatsschreiberei zu sicherm Unter= kommen und zu geordneter Tätigkeit sich öff= nete, auf 15 Jahre, die zugleich für fortgesetzte Aussaat auf literarischem Boden von tiefgrün= diger Bedeutung waren, indem die Dichtungen des letzten Lebensabschnittes unseres Meisters, 76-90, nach Keimanlage und Stoff noch in die Staatsschreiberjahre zurückgreifen. So konnte der "arme Schlucker", der am 20. Geburtstage zwischen Feuersteinen und abgerissenen Knöpfen nur einen rostigen Baten in der Hosen= tasche gefunden, am 70., als dem letzten seines Lebens, auf eine Ernte hinblicken, wie solche nur wenigen Sterblichen vergönnt ist; und als der greise Dichter in Anwesenheit von Arnold Böcklin und Prof. Schneider sein Haus bestellte, da setzte er zum Erben seiner Hinterlassenschaft den Hochschulfonds des Kantons Zürich ein, mit der Bestimmung, daß der Stadt Zürich seine ganze Bibliothek nehst Ehrengaben zukommen sollte, und daß ferner vom Rein= vermögen, nach Ausrichtung verschiedener Le= gate, die Hälfte an den eidgen. Winkelried= fonds abzuliefern sei. "Da ich", fügte der Te= stator bei, "nie Gelegenheit hatte, meinem Ba= terland gegenüber die Pflichten als Soldat ab-



Wolfenschatten.

zutragen, so hoffe ich und freut es mich, ihm in dieser Weise einen Dienst leisten zu können."

So müßig nun die Frage erscheinen mag, wie hoch wohl in Franken ausgedrückt, das von Gottfried Keller der Offentlichkeit überwiesene Legat sich beläuft, so ist sie doch Die Biogra= für manchen nicht ohne Reiz. phen schweigen sich in diskreter Weise darüber aus; dem Testator selbst, der sich zeitlebens wenig um den Mammon gekümmert, soweit nicht dringende Not ihn zwang, konnte der ge= naue Betrag auf keinen Fall bewußt sein, in= dem letzterer zum weitaus größten Teil auf dem Bücherverkauf während der vom Gesetze bestimmten 30jährigen Schutzeit nach Hin= schied des Dichters beruhte. — Von Herrn Kan= tonsschulkassier Pfister erhielt ich, durch freund= lichen Brief vom 31. August 1921, die nachgesuchte Aufflärung, wonach für Neuauflage Reller'scher Werke von der Besser'schen Buch= handlung (W. Hertz), später von J. G. Cotta, insgesamt Fr. 588,243 abgeliefert wurden, wo= von für Errichtung von Keller-Andenken, Erwerb von Bildern und Briefen, für ein Stipen= dium, Verpflegung einer Jugendfreundin und für Verwaltungskosten Fr. 28,435 abgingen, so daß ein Rest verbleibt von Fr. 559,808.

über eine halbe Million also testierte S. Reller seiner Seimat. Wie nichtig aber er= scheint diese Summe neben den von keiner Ba= luta beeinflußten idealen Werten, welche er der Nachwelt hinterlassen hat! "Des Dichters Tod, wenn er ein wirklicher Künstler war, ist für ihn der Unsterblichkeit Anfang" (von Arx.), Friedrich Schiller z. B. wirkt jest noch u. a. mit seiner "Glocke", seinem "Tell" und wird auf ungezählte Reihen nachfolgender Geschlechter einwirken; ähnlich Dante, Raffael, Beethoven, Michelangelo. Durch die Harmonie des Wor= tes, des Tones, der Form und Farbe weiht der Künstler den in seinem Werke zum Ausdruck gebrachten Gedanken für eine Ewigkeit; so wird die Nachwelt auch in der Bewunderung Rellers so wenig zurückgehen, als moderne Strömungen den Ruhm der vorgenannten Klassifer zu erschüttern vermochten. wir aber eines seiner Bücher noch speziell als Te stament bezeichnen dürfen, so ist es seine letzte Schöpfung, und das schon darum, weil obwohl mit Unrecht aus mehr als einem Grunde — dieselbe erst nach des Verfassers Tod volle Anerkennung fand. "Martin Salander" erschien, nachdem der Meister während

5 Jahren daran gemeißelt, anno 86. Ihm sei vorzugsweise diese Studie gewidmet, doch erslaube ich mir, an den Untertitel anknüpfend, vorerst noch etwas weiter auszuholen:

Martin Salander, "ein Roman", heißt es nämlich auf dem ersten Blatte. "Roman", dies Wort sticht manchem verdachterweckend in die Augen. Spricht man doch von überspannten, von Sensations=, von Hintertreppen=, von schlüpfrigen und Schund-, ja von Likör-Romanen! Wie süßes Naschwerk, im Übermaß ge= nossen, Mund und Magen, so verdirbt in der Tat wahllose Romanleserei Sinn und Ener= gie für praktische Lebensziele. Wenn aber, nach Stunden oder Tagen der Arbeit und Sorge, es dem einen erlaubt ist, sich mit der Pfeife im Munde ins Gras zu legen, sich hinter den Tagesanzeiger zu vergraben oder an einem Musikstück seinen Sinn zu erheitern, so darf auch der andere ein Kapitel aus einem anerfannt guten Roman sich bedächtig zu Gemüte führen. — Dieser wahrhaft gut c Roman aber, seit Walter Scott und Goethe eine frei erfundene längere Erzählung, auf dem Boden innerer Wahrheit als Kunstwerk heraus= gewachsen aus der gestaltenden Seele des Dichters, darf als Ausdruck und Träger wichtigster Lebensfragen bezeichnet und gewertet, und nicht bloß als bequemes Unterhaltungsmittel ge= schätzt werden. Er ist, abgesehen vom Drama, zugleich diejenige Form der Dichtung, welche weitern Kreisen am ehesten zugänglich und wohl auch am besten geeignet ist, im Volke den Sinn für Runft und höhere Ideen überhaupt zu pflegen. Auch dieses aber nur unter der auß= drücklichen Bedingung eines langsamen ver= ständnisvollen Lesens. Gilt diese Bedingung einer fruchtbaren Lektüre schon für die Schrif= ten mittelguter Schriftsteller, so in erhöhtem Maße für die so tiefgründigen Schöpfungen unseres G. Keller. — Nach solcher Auseinan= dersetzung nun treten wir heran an unsern Roman und betrachten ihn als Testament

1. des Bürgers, 2. des Künstlers, und 3. des Menschen Gottfried Keller.

1.

Vor allem also erscheint "Martin Salander" als das von Widmann in Bern so genannte goldene Buch des Republikaners, darin Keller all seine staatsbürgerliche Weisheit wie ein politisches Vermächtnis ausgegossen. Die Ausarbeitung fällt, wie schon bemerkt, in die unserm Gottfried nach seinem Kücktritt aus

dem Staatsdienst zuteil gewordene Mußezeit Während seiner Amtstätigkeit (75-85). selbst aber hatte sich, der Revision der Bundes= verfassung vorgängig, die radikale Umwälzung des zürcherischen Staatswesens vollzogen, eine Reihe heftig bewegter Jahre voller Partei= kämpfe, deren wir ülteste, damals Studenten, Lehrlinge oder jüngere Angestellte, uns noch lebhaft erinnern. Die Konkurrenz der Stadt= gemeinde Winterthur, unterstützt durch Uster, Bülach und Wald gegenüber der prädominie= renden Hauptstadt schlug in Presse, Ratsaal und Versammlungen gewaltige Wellen, bis endlich die Frühlingsabstimmung, 1869, und der Sieg der Demokraten über das sog. System der Liberalen etwelchen Ausgleich der Partei= leidenschaft, dafür aber eine rege Umgestaltung auf dem Boden der Gesetzgebung, von Gewerbe und Verkehr erweckte. Bald arbeiteten sich die Bürger ein in die Formen der "reinen Demo= fratie"; doch konnte dem Tieferblickenden nicht verborgen bleiben, daß mit solcher Herrlichkeit auch allerlei Luftblasen aufstiegen, in denen ein gefährlicher Schwindelgeift an die Oberfläche trat, sowie auch, daß politische Reise und wirk= liches Verantwortungsgefühl nicht überall in gleichem Maße gestiegen waren wie Volksrechte, Wissenschaft und Technik.

G. Keller behandelte in seinem Schlußwerk jene ersten Jahre des neuen Volkstums, wäh= rend welcher sich die gepriesenen Vorzüge des demokratischen Prinzips eben nur teilweise be= währten, und es follten die vorab im politischen Leben ans Tageslicht getretenen ungefunden Erscheinungen, wie Strebertum und Beamtenforruption, Maulheldentum u.f.w., ihr gerechtes Urteil aus der Feder des feurigen Vater= landsfreundes entgegennehmen. Als einen Spiegel wollte er das Buch seinen Mitbür= gern vor die Augen halten, zur Selbsterkennt= nis, Mahnung und Ermunterung. Bie ein Reulenschlag sollte es wirken gegen politische Gesinnungslosigkeit und hohles Phrasentum. Dies Zweck und erster Grundgedanke dieses Tendenzromans. Wir werden später sehen,

daß es nicht der einzige ist.

Und nun dessen Fabel, d. h. das grobe Ge-

rüfte der Erzählung.

Die beiden Seminargenossen, der idealgessinnte Salander und der mehr praktisch verauslagte Wohlwend, haben bald den Schulstaub von den Schuhen geschüttelt. Unterstückt durch Erbe und Frauengut, kommt ersterer bald

geschäftlich vorwärts, bis er durch eine an Wohl= wend geleistetete Bürgschaft fast sein ganzes Vermögen verliert. Mit dem kleinen Reste richtet er seiner Frau Marie ein bescheidenes Restaurant ein und findet nach mehrjährigem Bemühen und nachdem ihn die Finanzkünste des gleich einem Dämon seine Spuren verfol= genden Wohlwend nochmals in den ökonomi= schen Abgrund gestürzt, überm Meere vollen Ersatz für das Verlorene, so daß er, endlich bleibend in die Heimat zurückgekehrt, als glücklicher Familienvater neben einem blühenden Geschäfte seinem inzwischen staatlich neugeord= neten Lande als regsamer und gemeinnütziger Bürger gute Dienste leisten kann. In einer Zeit, da es an allen Ecken und Enden fracht, entpuppen sich auch Salanders Schwiegersöhne, die Zwillingsbrüder und Notare Weidelich, nicht nur als seelenlose Genußmenschen, sondern als schlaue und freche Defraudanten. Hunderttausende sich belaufenden Unterschla= gungen kommen an den Tag, und mit gewal= tigem Gekrach fliegt der trügerische Bau in die Luft. Er reißt auch die Eltern mit, während sich die Familie Salander auf wohlgefestigtem Fundament noch leidlich aus der Katastrophe zu retten weiß und besonders der aus der Fremde heimgekehrte Sohn Arnold als wacke= rer Bürger und Geschäftsmann der Zukunft frischen Mutes entgegenschreitet. — Diese Zufunft — das sei noch auf Grundlage hinterlas= sener Notizen bemerkt — dachte sich unser Dich= ter und Prophet freilich nicht gar friedlich. In ihm lag die Ahnung eines kommenden allge= meinen Zusammenbruchs, wie wir denselben, und zwar in riefiger Dimension, sich nähern sehen. Diesen Weltkrach, wie er sich in seinem Geiste darstellte, aber auch die Ret= tung daraus, gedachte Keller in einer Fortsetzung seines Romans ausführlich zu schildern. Er hat diesen zweiten Teil preisgegeben, offen= bar weil er die erforderliche Kraft nicht mehr in sich verspürte, den wirklich vorliegenden Schluß selbst als ein Notdach bezeichnend. Soviel über die Fabel, d. h. über die Handlung, ein Stück menschlichen Erlebens, zum grogen Teil der geschichtlichen Wirklichkeit nachge= bildet, ein Block gewöhnlichen Tons im Atelier des Bildhauers. Der Meister aber formt da= raus, mit heißem Bemühen, das Kunstwerk ersten Ranges! Was ein göttlicher Funke ihn schauen läßt, das wandelt die geschickte Hand zum tadellosen Gebilde.

0

Damit treten wir heran zum Test amente des Rünstlers und sehen zu, auf welche Art aus dem einfachen Stoffe durch kunstge= rechte Mittel der Roman sich gestaltet, und merken uns dabei die Eigenart, den sogen. Stil des Dichters. Ich lege auf diesen Abschnitt ein Hauptgewicht und erlaube mir, be= hufs Veranschaulichung und Vergleichung, vorerft die Anfänge einiger anderer Romane, ebenfalls schweizerischen Ursprungs, zu zitie= ren. So von "Angela Borgia", dem letzten Werke unseres C. F. Meher: "Als die Angetraute des Erben von Kerrara, welche die Tochter des Papstes und Donna Lucretia genannt war, von ihrem Gatten Don Alphonse von Este im Triumph nach ihrer neuen usw.". Welch ein kunstvoller Bau, welcher Reichtum der Sprachformen, aber auch welch' eine Wucht von Begriffen und Beziehungen! — Ganz an= ders die Einführung Gotthelfs in das zweite Kapitel seines "Knechts Illi". "Der Sonntag stieg am Himmel herauf, hell, klar, wunderschön, die dunkelgrünen Gräslein hatten mit demantenen Kränzlein . . . . Hochzeits= segen". Eine hochpoetische, doch leicht verständ= liche Naturschilderung mit dem glanzvoll durch= geführten Bilde einer Trauung für die Bracht eines Sommersonntagmorgens!

Nun der Eingangsfatz zu "Salander": "Ein noch nicht bejahrter Mann, wohlge= fleidet, eine Reisetasche von englischer Leder= arbeit umgehängt, ging von einem Bahn= hofe, der helvetischen Stadt Münsterburg weg usw." Wie schlicht erscheint dieser erste Satz, der als sprachliches Muster für den ganzen Roman betrachtet werden darf; und so gilt denn als erstes vom Dichter bei der Behandlung seines Stoffes angewendetes Kunstmittel: Einfach heit und damit Klarheit und Natürlich= keit der Sprache, für jeden Begriff das passende Wort, für jeden Gedanken der richtige Sat! Einfach, doch originell gibt sich diese Sprache, jedem Gewöhnlichen, Abgedroschenen abhold, eine unerschöpfliche Fundgrube neuer Wörter und Wendungen! Einfach wie Wortbildung und Sathau ist auch die ganze Darstellung. Reine langen Betrachtungen, keine unnötige Dekoration durch Ausmalen von Naturszenen, von Kostüm und Haltung der Personen. Über= all begnügt sich Keller mit stizzenartigen Strichen, das weitere der Phantasie des Lesers über= lassend. Und doch wird Keller gerühmt als scharfer Beobachter von Natur und Menschens art und behauptet man ferner, die jahrzehntes lange Lehrzeit des Malbeflissenen habe sich reichlich gelohnt für den spätern Dichter.

übergehend zu Punkt 2 der von Keller angewendeten Runft mittel, erkennen wir als= dann deutlich den Maler daran, daß er bei sei= nen Figuren den Kontrast von Licht und Schatten vortrefflich anzuwenden versteht, ab= gesehen davon, daß seine Gestalten eine Schärfe und Sicherheit der Charafteristik zeigen, die ihresgleichen sucht. Diese Gestalten nun gruppieren sich zunächst um den Titelhelden, den bescheidenen, aber in vollem Verantwortungs= gefühl in der Öffentlichkeit wie später im Rate mitwirkenden Demokraten Salander mit sei= nen bisweilen etwas phantastischen Volksbeglückungsideen. Da erleben wir z. B. eine Wahlversammlung, eine Ratssitzung, Schützenfest, alles in der wunderbaren Treue echt Reller'scher Beleuchtung (Ratssaal). Als Gegenpartner erscheinen: Einerseits der freche Wohlwend mit seiner Sippe, Patriotismus, Idealismus und Gemeinnützigkeit auf den Lip= pen, im Serzen aber lauter Eigennutz und Schlauheit, vom Verfasser wie "ein Hanswurst mit Fasnachtlappen behängt", sogar die Reli= gion nur als Vorstufe zu gewinnverheißender Spekulation verwendend; ein unheimlicher Gaft neben dem lautern Charakter Salanders! Anderseits die Zwillinge Weidelich, schon vor dem schulpflichtigen Alter ebensolche Spatzen, später überall da zu finden, wo leicht ein Vorteil zu erhaschen ist, viel Gescher und wenig Wolle, faule Streber ohne Überzeugung und zwar bis zum Gipfel ihrer zum Notariat fül;= renden Laufbahn, da sie, um "Figge und Mühle" zu haben, unter sich die politischen Parteien, denen sie angehören wollen, auswür= feln, überall zu sehen als Festpatrioten und Ponvivants — bis es nicht mehr "längt" und sie auf ihrer Spitbuben-Karriere Klienten und Staat bestehlen, beide im Gebaren einan= der so ähnlich, daß es schwer hält, den Isidor vom Julian zu unterscheiden, so wenig wie die als verliebte Täubchen in die Kalle geratenen Salandertöchter. Die Eltern der 3 wi!= Linge präsentieren sich gerade durch den Kon= trast als feinstes Pendant zum Salander'schen Chepaar. Der Vater ein schlichter Werkmann, die "Mama" eine Proletarierin, wie Keller nach Kleidung, Sprechweise und Benehmen feine bessere je gezeichnet, eine Mutter, die ihre Söhnchen "mit Zuckerwaffer" erzog, ihr Sinnen einzig auf phyfisches und ökonomisches Gebeihen richtend. Feine Zwischenrollen sind dem Allerweltsfreund Möni und der treuen alten Magdzielt. Und diese Gestalten alle nicht etwa beschrieben, sondern sprechend und handelnd in vollendeter Technik, zugleich aber auf's natürlichste miteinander verbunden und in Beziehung gebracht.

Die weitaus am besten gelungene Figur jedoch ist auch in diesem Reller'schen Roman die Frau. Ihr möchte ich noch einige besondere Worte widmen. Zum voraus fällt auf, wie der alte Junggeselle Gottfried, der sich schon früh dem Ewigweiblichen genähert, vor allen Türen aber vergeblich anklopfte, uns in seinen Novellen immer wieder die hohe Selbst= herrlichkeit des Frauentums vor das Auge bringt. Auf diesem Gebiete zeigt sich die feinste Runft seiner Charakteristik. Die Vorzüge fast aller dieser Frauengestalten aber vereinigt in sich diejenige der Salanderin. Doch was spreche ich von Frauengestalt! Sagt uns Reller nur ein Wort von Mariens Gestalt, von Rackenlinie, Blick ober sonst einer körperlichen Eigenschaft? Er, der in Anna und Judith seiner Selbstbiographie die beiden Symbole der sinnlichen und der seelischen Schönheit aufstellte, verzichtet in seinem letzten Roman auch diesfalls auf jeden augenfälligen Schmuck, es dem Leser überlassend, sich diese Marie auf Grundlage ihrer Äußerungen, ihres Tuns und Lassens entweder allgemein als eine angenehm oder vornehm aussehende Dame vorzustellen, oder aber, wie sich solches als unbewußte Lei: stung der Phantasie von selbst etwa ergibt, eine weibliche Person seiner Bekanntschaft an deren Stelle zu setzen.

Ich selbst maße mir ja nicht von ferne die Autorität eines Kunstrichters an; allein schon B. Widmann fand, ein schönerer Idealthpuß einer liebenswürdigen, klugen und in treuer Pflichterfüllung heldenhaften Hausfrau sei noch von keinem schweizerischen Dichter aufgestellt worden, und wenn Goethe die Dorothea seiner Idhle in späteren Iahren als Gehülfin des Mannes ihrer Liebe hätte darstellen wolsen, etwa so hätte die Zeichnung außfallen müssen, "Kein Zweisel", äußert sich auch der Prager Dr. Rud. Fürst: "die Salanderin hat lites

rarische Ahnen; sie ist ein Abkömmling von Pestalozzis Gertrud, und Jeremias Gotthelf hat mit der Pächtersfrau Breneli bei ihr Pathe gestanden." Gleich die ersten Szenen, in denen wir mit dieser Frau und Mutter Bekanntschaft schließen und Zeuge sind, wie sie als Wirtin einer schwach besuchten Raffeestube trot ihrer nahezu verzweifelten Lage ihr munteres We= sen beibehält, wie sie lieber darbt, als daß sie das Ansehen ihres fernen Gatten schmälert, sie zeigten uns die Marie Salander, die als echter Kamerad des Mannes in seiner Abwesenheit sorgt, erwirbt und erzieht und nach Jahren noch die geringste seiner Gewohnheiten kennt. Mäßigend wirkt sie auf ihn ein, findet gegen seine Keinde zu rechter Zeit das rechte Wort und weiß selbst das Telegramm des Vaters an die ungehorsame und durch eigene Schuld un= glückliche Tochter "mit ein wenig Watte zu umhüllen". Sie ist das richtige Gegengewicht gegen seine romantischen Verstiegenheiten und doch der treueste Genosse seiner Pläne; sie läßt sich nicht wie er durch ein paar süße Phrasen täuschen, doch weiß sie Unvermeidliches mit Würde zu tragen und ist als erste zur Sülfe bereit, ohne daran zu denken, daß die Tochter einst ungehorsam und die Schwäherleute wenig willkommen waren; für die Schwächen ihres Mannes vollends hat sie immer ein überlege= nes, doch nachsichtiges Lächeln, und als ihr der gute Martin wieder einmal eine rechte Torheit berichtet, über die eine andere Frau wohl Zeter geschrieen hätte, da lacht sie nur ihr hellstes Lachen und meint gutmütig spottend, die Geschichte habe doch etwas Einschläferliches an fich."

Kurz, mit Meisterstrichen wird überall stizziert und am rechten Ort Licht oder Schat= ten aufgetragen, und wenn ich nun, als auf weitere Kontraste zum herrlichen Marienbild, abgesehen von der schon erwähnten Zwillings= mama, noch hinweise auf die ihrem Manne als Eklavin ergebene Frau Wohlwend, auf die Frau des an ihr zugrunde gehenden Kantonsrats Kleinbeter, welche ihren kostbaren Sonnenschirm in Baden spazieren führt, und endlich auf die griechische Schönheit Myrrha, über deren Reize der alternde Salander allbereits gestolpert wäre, so finden wir in diesen drei Namen ein Trio, das uns ohne weiteres den Weg weist (Schluß folgt.) dazu.